

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 41

Artikel: Nostalgische Es(s)kapaden
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nostalgische Es(s)kapaden

Jedes Zeitalter hat so seine ganz bestimmte feine Lebensart. Wenn man die Kulturgeschichte der letzten zwanzig Jahre ein wenig näher betrachtet, so könnte man allerdings zur Ueberzeugung gelangen, sie sei mit Messer und Gabel geschrieben worden. Die aus einem kriegsbedingten Nachholbedürfnis entstandene Fresswelle der frühen fünfziger Jahre rief zunächst die Ess-Art auf den Plan und findet, bei wachsendem Wohlstand, einen vorläufigen Höhepunkt im Ess-Theater, wie es nunmehr, gepaart mit den geheimnisvollen Mysterien der Nostalgie, immer häufiger in Erscheinung tritt.

Vor kurzem hatte ich die einmaliige Gelegenheit, einem wirklich einzigartigen Ess-Spektakel beizuwöhnen, das sich im Gegensatz zu vielen Veranstaltungen dieser Art nicht zwischen den pseudokaschiereten Hotelwänden eines Betonhochhauses abspielte, sondern in einem echten Landschloss aus dem 14. Jahrhundert stattfand. Von alleine wäre ich wahrscheinlich nie unter die dort eintreffende illustre Gesellschaft geraten, die mich kleinen Mitesser von der Presse immerhin grossmütig tolerierte.

Die Dramaturgie des Ess-Theaters, das unter dem Motto «Ein mittelalterliches Bankett zur Zeit Phillips des Schönen» stand, verlief nach strengen Regeln und unterschied sich, wie mir versichert wurde, somit wohltuend von ähnlichen Anlässen, denen jegliches Stilgefühl abging. Gleich am Eingang des Schlosses waren zwei Männer in eisernen Rüstungen postiert, welche zu den handgeschriebenen, versiegelten Einladungen, die man vorweisen musste, auch die äussere Erscheinung des jeweiligen Gastes genauestens überprüften. Um Anachronismen zu vermeiden, hatte man ihnen sämtliche Gegenstände auszuhändigen, die nicht in die damalige Zeit passen. So war ich rasch meine Uhr, meine Brille, Zigaretten, Feuerzeug und ähnliches mehr los. Dabei konnte ich mir einbilden, noch glimpflich weggekommen zu sein; denn ich sah zu meinem Erstaunen, wie die beiden Raubritter mitleidlos Gebisse, Berge von falschem

Haar, hin und wieder einen Gummibusen sowie ein matt leuchtendes Glasauge einsammelten.

Dann wurden wir in den Speisesaal geleitet, in welchem der Länge nach drei grosse, auf rohen Holzböcken aufgelegte Esstafeln standen. Es entstand zwar vorübergehend ein kleinerer Tumult, bis die Mehrzahl der ihrer Brillen beraubten Gäste die vermittelten Tischkarten für sie reservierten Plätze fand. Aber nachdem sich das Durcheinander gelegt hatte, sahen wir uns alle in bunter Reihe an den Banktischen versammelt, vor uns eine hölzerne Schüssel, einen Becher aus Zinn sowie einen Löffel. Neben der Schüssel lag anstelle einer Serviette ein flaches Stück Brot, auf dem, wie sich Kenner zuraunten, nachher das Fleisch aufbewahrt und später mitsamt dem Untersatz verspeist werden sollte. Die Stilechtheit war ausserordentlich bemerkenswert und liess noch das kleinste Detail nicht ausser acht. Lediglich das Wildbret, welches uns hernach von Knechten und Mägden in mittelalterlicher Kleidung auf einen Trompetenstoss hin aufgetragen wurde, stammte vermutlich aus dem ausgehenden 20. Jahrhundert, wiewohl ich es seiner Zähigkeit wegen anfangs für einen veritablen antiken Satansbraten hielt. Selbst das unmittelbar darauf einsetzende Schmatzen aus zahllos-zahnlosen Mäulern vermittelte einen gültigen Eindruck von einmaliger Authentizität.

«Fabelhaft! Grossartig!» schwärzte meine schwammige Nachbarin, die aussah wie ein gerupfter Goldfasan; aber das mochte an meiner Kurzsichtigkeit liegen. «Dieses Ess-Theater zeugt von unerreichtem Niveau. Oder haben Sie so etwas schon jemals anderswo erlebt?»

«Hm», nickte ich, indem ich mir mit fettfriedenden Fingern geschickt eine Weinbeere aus der zum gemeinsamen Gebrauch bestimmten Holzschüssel hervorklaubte und in den bereits vollen Mund schob, «vor etwa zehn Jahren – auf dem Campingplatz von Jesolo.»

Die Dame sah mich eine Weile fasungslos an, rief girrend «Sie Schäcker!», ehe sie, ihrem Bedürfnis nach Mitteilsamkeit nachgebend,

schliesslich fortfuhr: «Es geht doch nichts über ein gutes Ess-Theater. Ueber Zunge und Gaumen kann ich mich unmittelbar in den Geist eines jeweiligen Saeculums hineinversetzen. Alles Gute steht zum Bauch in Beziehung, wie man in der Antike zu sagen pflegte. Und dieses Spektakel hier ist von seltener Perfektion. Das glaube ich aufgrund der von mir gemachten Erfahrungen sagen zu dürfen. Unlängst wohnte ich in einem kleinen Tessiner Hotel einer alt-russischen Party bei. Das Zerschmettern der leergetrunkenen Gläser war ja ganz originell; wenngleich die Balalaikamusik dazu nur aus der Tonkonservé kam.»

«Wie geschmacklos», bemerkte ich mit gespieltem Entsetzen.

«Das ist noch gar nichts», warf der Cäsarenschädel eines Managertyps an meiner Seite dazwischen. «Vor vier Wochen war ich an einem römischen Gastmahl, bei dem wir unter anderem Amselzungen, Wildschweinleuter und Muränen durch echte Sklaven vorgesetzt bekommen sollten. Es war eine einzige Enttäuschung.»

«Wieso? Gab es Schwierigkeiten mit dem Personal?»

«Nein, das nicht gerade. Die Sklaven – übrigens schlank, schwarze Bantus – waren wirklich zur Stelle und wurden für diesen exklusiven Anlass eigens in einer Chartermaschine von Südafrika eingeflogen. Was man indessen vollkommen vergessen zu haben schien, das war eine diesem Anlass geziemende Unterhaltung mit Löwen und Gladiatorenkämpfen, verstehen Sie? Gut, ich will nicht unbescheiden sein und weiss, wie schwer Löwen heutzutage aufzutreiben sind. Aber einen Gladiator gegen mindestens einen Löwen antreten zu sehen, hätte man doch wohl erwarten dürfen.»

Gottlob hatten wir uns über Mangel an Zerstreuung nicht zu beklagen; denn soeben betraten drei Dudelsackpfeifer den Rittersaal, um uns eine graziöse Sarabande aufzuspielen.

«Ein Glück, dass die Spielleute erschienen sind», raunte ich meiner Tischnachbarin zu, «sonst hätten wir womöglich noch selbst zu un-

serer Unterhaltung beitragen müssen. Wissen Sie, Gnädigste, dass es in Norditalien um diese Zeit, der wir hier tafelnd nachtrauern, während eines Gastmahl einmal zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen Ghibellinen und Guelfen kam, die einander daran erkannen, wie sie ihre Zwiebeln assen? Stellen Sie sich vor, wir sähen uns plötzlich veranlasst, Ghibellinen und Guelfen zu spielen.»

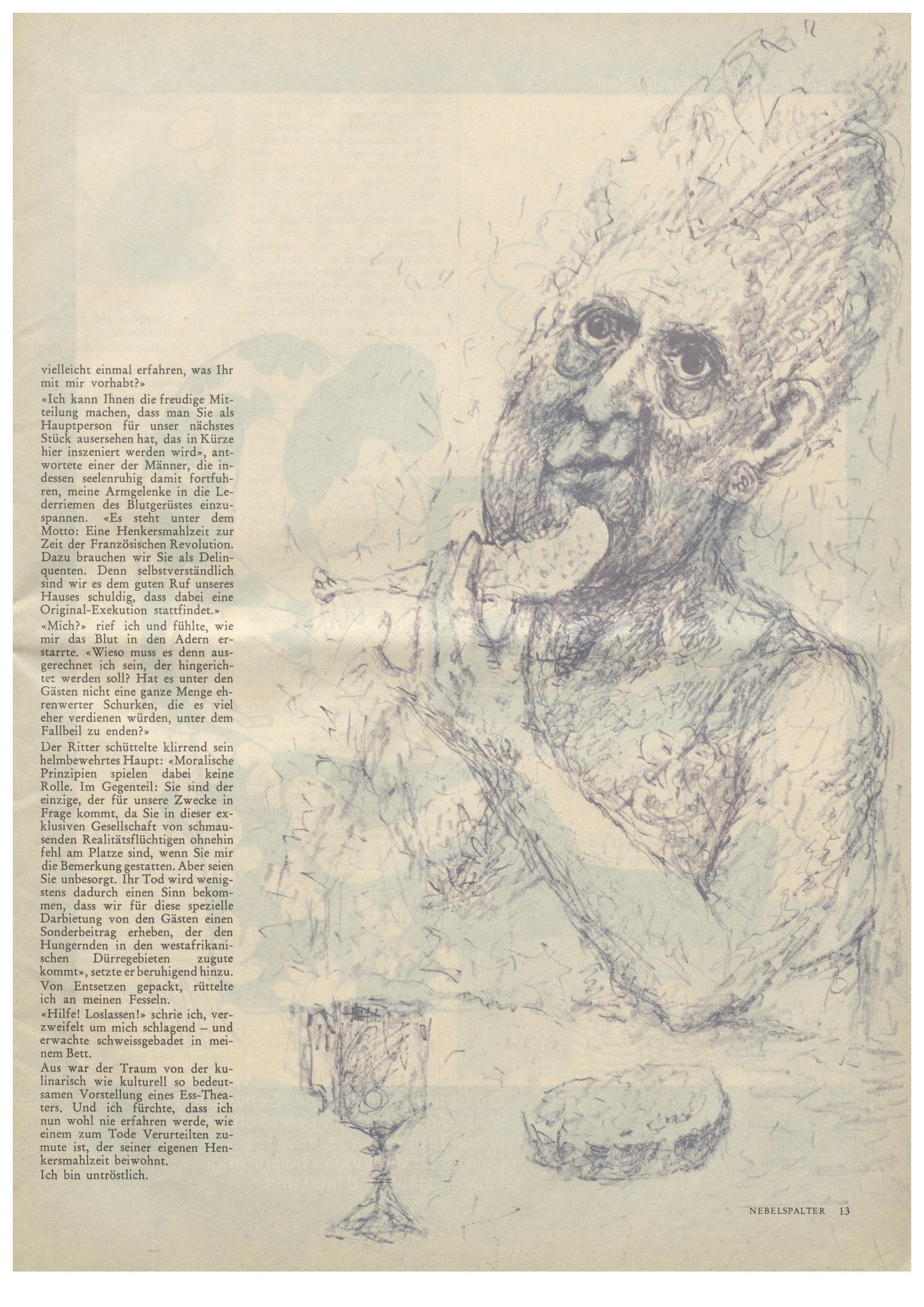
Es sollte nur ein Scherz sein. Aber meine Nachbarin wäre mir vor Entzücken beinahe um den Hals gefallen.

«O wie süpärbi!» rief sie schmachtend, legte den von ihr benagten Wachtelflügel auf den Tisch und mit welkem Charme ihren gelichteten Goldschopf an meine Schulter. «Töte mich, du kühner Guelfe! Ich bin eine verruchte kleine Ghibellin.»

Unwillkürlich sanken mir die Hände, die ein Bratenstück vor den Mund hielten, auf den Tisch zurück. Der Appetit war mir allerdings schon längst vergangen.

Glücklicherweise erschien kurz darauf ein Herold, der uns kund und zu wissen tat, dass man anschliessend, zur besseren Verdauung, das Burgverlies und die Folterkammer besichtigen würde.

Ich weiss nicht mehr genau, was wir dort alles zu sehen bekamen an den verschiedensten Marterwerkzeugen. Die Sinne schienen mir umnebelt von den genossenen schweren Würzweinen. Mir ist nur noch so viel in Erinnerung, dass ich mich plötzlich von einigen Rittern in mattglänzenden Brustharnischen umringt sah, die mich mit ihren Hellebardenspitzen vor sich her in eine Ecke drängten. Zuerst dachte ich, es handle sich um einen jener derben Scherze, welche zum Handlungsalbum eines echten Ess-Theaters gehörten. Als ich dann aber im schrägen durch einen Mauerspalt einfallenden Lichtstrahl deutlich die Umrisse eines Schafotts wahrzunehmen glaubte, dessen Messer mich aus dem Halbdunkel erwartungsvoll anblitzte, da dämmerte mir eine schlimme Ahnung. «Man kann den Spass auch zu weit treiben», stammelte ich. «Darf ich



vielleicht einmal erfahren, was Ihr mit mir vorhabt?»

«Ich kann Ihnen die freudige Mitteilung machen, dass man Sie als Hauptperson für unser nächstes Stück ausersehen hat, das in Kürze hier inszeniert werden wird», antwortete einer der Männer, die indessen seelenruhig damit fortfuhren, meine Armgelenke in die Lederringe des Blutgerüstes einzuspannen. «Es steht unter dem Motto: Eine Henkersmahlzeit zur Zeit der Französischen Revolution. Dazu brauchen wir Sie als Delinquenten. Denn selbstverständlich sind wir es dem guten Ruf unseres Hauses schuldig, dass dabei eine Original-Exekution stattfindet.»

«Mich?» rief ich und fühlte, wie mir das Blut in den Adern erstarnte. «Wieso muss es denn ausgerechnet ich sein, der hingerichtet werden soll? Hat es unter den Gästen nicht eine ganze Menge ehrenwerter Schurken, die es viel eher verdienen würden, unter dem Fallbeil zu enden?»

Der Ritter schüttelte klirrend sein helmbeehrtes Haupt: «Moralische Prinzipien spielen dabei keine Rolle. Im Gegenteil: Sie sind der einzige, der für unsere Zwecke in Frage kommt, da Sie in dieser exklusiven Gesellschaft von schmausenden Realitätsflüchtigen ohnehin fehl am Platze sind, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten. Aber seien Sie unbesorgt. Ihr Tod wird wenigstens dadurch einen Sinn bekommen, dass wir für diese spezielle Darbietung von den Gästen einen Sonderbeitrag erheben, der den Hungernden in den westafrikanischen Dürregebiets zugute kommt», setzte er beruhigend hinzu. Von Entsetzen gepackt, rüttelte ich an meinen Fesseln.

«Hilfe! Loslassen!» schrie ich, verzweifelt um mich schlagend – und erwachte schweißgebadet in meinem Bett.

Aus war der Traum von der kulinarisch wie kulturell so bedeutsamen Vorstellung eines Ess-Theaters. Und ich fürchte, dass ich nun wohl nie erfahren werde, wie einem zum Tode Verurteilten zumute ist, der seiner eigenen Henkersmahlzeit bewohnt.

Ich bin untröstlich.